

Jazzschwestern auf einer Wellenlänge

SÄNGERIN Cæcilie Norby legt mit ihrem Trio ein fulminantes Konzert aufs Theaterparkett.

VON PETER GEIGER

REGENSBURG. Frauen im Jazz, das war schon immer eine janusköpfige Angelegenheit. Einerseits besetzen Klischees so genannter „Damenkapellen“ heute noch unseren Kopf: Man braucht nur an Marilyn Monroe in „Some like it hot“ zu denken.

Als süßes Blondchen „Sugar“ darf sie vornehmen rumzupfen. Erst an der Ukulele. Und später an Tony Curtis. Gleichzeitig packte schon in der Ära des Swing eine Pianistin wie Mary Lou Williams die sich ihr bietende Gelegenheit beim Schopf. Und schwang sich auf, zur Bandleaderin und späteren Labelgründerin.



Cæcilie Norby ist Jazz und Blues verfallen.

FOTO: PETER GEIGER

Cæcilie Norby, Sängerin aus Dänemark und bei Siggı Lochs auf Skandinavien spezialisierten ACT-Label unter Vertrag, stellt sich gemeinsam mit ihren drei „Sisters of Jazz“ eindeutig in die Tradition der Williams'schen Pioniertaten. Denn auch das notgedrungen auf eineinviertel Stunden eingedampfte Programm entstammt fast ohne Ausnahme weiblicher Feder.

Und so eröffnen sie am Bismarckplatz mit dem sehr coolen „Easy Mo-

ney“ vom 1979er Debütalbum von Rickie Lee Jones und hangeln sich dann mit Joni Mitchell weiter durch die Grenzbereiche von Jazz und Pop. Oder gehen zurück, in Richtung des klaren Quellwassers des Blues, indem sie sich auf Nina Simone, Betty Carter oder Abbey Lincoln berufen.

Dass das pandemiebedingte Fernbleiben von Saxophonistin Pernille Bevert kaum ins Gewicht fällt, ist ganz bestimmt der außergewöhnlichen Kompaktheit der drei auf gleicher Wellenlänge befindlichen Musikerinnen zu verdanken: Denn mit Benita Hasstrup sitzt eine grandiose, permanent grimassenschneidende und damit weder Tod, Teufel noch sonstige Wirbel fürchtende Drummerin am Set.

Die in Hamburg beheimatete Lisa Rebecca Wulff folgt mit ihrem aus Carbon gefertigten, mattschwarz lackierten Kontrabass jenen verschlungenen Wegen, die einst ein Jaco Pastorius so stilbildend und reich an Resonanzen

bundlos für die Ewigkeit definierte. Und Pianistin Rita Marcotulli? Sie wurde extra aus Rom eingeflogen und legt nicht nur die melodiose, sondern auch eine percussiv-rhythmische Basis.

Und zwar für all das, was diese außergewöhnliche Sängerin Cæcilie Norby alles kann. Mit ihren roten Stiefeln und der schwarzen Schlaghose signalisiert sie: Ich bin ein Kind der 1960er Jahre! Und zeigt sich deshalb offen, für alle Stile dieser Welt. Im einen Moment macht sie auf Hippie und flüpft aus, wie eine Hardrock-Shouterin – um im nächsten Augenblick schon wieder ganz bei sich zu sein. Und versonnen inneren Stimmen und Klängen zu lauschen.

Sodass das von allen Straßenmusikanten dieser Welt schon zerfledderte, aber hier so meisterhaft intonierte und um barockopernhafte Anklänge erweiterte Leonard Cohen'sche „Hallelujah“ einen ebenso exzellenten wie würdevollen Schlussstein bildet.